

„Der Ruhm hat keine weissen Flügel“

– Gottfried Benn nach zwanzig Jahren – 2. Mai 1886 bis 7. Juli 1956. –

Auf die Frage eines Kunden nach ihrer Lektüre antwortet eine Gemüsefrau:

Ein Buch von Gottfried Benn. Jüngers kristallinische Luzidität ist mir etwas zu präventiös. Benns zerebrale Magie gibt mir mehr.

Diese ironische Anekdote Erich Kästners aus dem Jahre 1949 ist heute schon nahezu unverständlich. Wer von den jetzt 20- bis 30jährigen kann sich noch vorstellen, welche tiefgehende Faszination das Werk Gottfried Benns in den fünfziger Jahren ausgeübt hat?

„Heute kann man keine Literaturseite mehr aufschlagen, keine Nachtsendung mehr einschalten, ohne dass dieser exklusive Dichter hervortritt“, schrieb Friedrich Sieburg 1950. Und es ist kaum übertrieben, wenn es vor einiger Zeit in einer Lyrikrezension hiess, dass es in jenen Jahren „in jeder deutschen Stadt, die ein Gymnasium besass, einige Oberprimaner gab, die sich für Benns Gedichte hätten in Stücke reissen lassen.“ 1948 hatte Gottfried Benn an die Zeitschrift *Merkur*, die ihn zur Mitarbeit aufgefordert hatte, geschrieben:

Der Ruhm hat keine weissen Flügel, sagt Balzac; aber wenn man wie ich die letzten fünfzehn Jahre lang von den Nazis als Schwein, von den Kommunisten als Trottel, von den Demokraten als geistig Prostituiertes, von den Emigranten als Renegat, von den Religiösen als pathologischer Nihilist öffentlich bezeichnet wird, ist man nicht so scharf darauf, wieder in diese Öffentlichkeit einzudringen.

Wenige Jahre später schon war Benn der zugleich gefeiertste und umstrittenste deutsche Schriftsteller. Und als er 1956 starb, da war in nicht wenigen Nachrufen zu lesen, Benn sei – trotz Trakl, Rilke, George und Hofmannsthal – der grösste deutschsprachige Lyriker der ersten Jahrhunderthälfte gewesen. Auch in den Jahren nach seinem Tode breitete sich Benns Ruhm noch aus: Seine Werke und Briefe wurden ediert, jedes Jahr erschienen eine Fülle von Untersuchungen und Dissertationen über Leben und Werk, und auch im Ausland, von England bis Japan, wurden Benns Dichtungen herausgegeben.

Inzwischen freilich hat sich die Szene gründlich geändert. Benn, als sogenannter „Klassiker der Moderne“ kanonisiert, spielt heute in der aktuellen Literaturdiskussion kaum noch eine Rolle. Selbst die Germanisten, denen sein Werk zum Sezieren und Analysieren überantwortet ist, scheinen kein sonderliches Interesse mehr an dem Dichter zu haben; jedenfalls ist in den letzten Jahren kaum noch eine grössere Arbeit über Benn erschienen. Selbst der *Limes Verlag*, der sich einst so grosse Verdienste um die Propagierung des Bennschen Werkes erworben hatte, gibt sich keine grosse Mühe mehr und begnügt sich weitgehend damit, alte Titel immer mal wieder neu aufzulegen. Von einer Uebersetzung der dringend revisionsbedürftigen vierbändigen Werkausgabe, die zwischen 1958 und 1961 erschienen war, ist jedenfalls nichts zu hören. Auch wären noch zahlreiche unveröffentlichte Briefe zu edieren, der Nachlass Benns musste publiziert, die mit Benn geführten Gespräche und Interviews müssten gesammelt werden. Aber offenbar glaubt selbst Benns eigener Verlag nicht mehr so recht an die Wirkung dieses Dichters, der einst als Provokateur die hitzigsten Debatten ausgelöst hatte.

Ist Benn wirklich passé? Oder deutet sich nicht gerade in jüngster Zeit, nach Jahren der Verketzerung und Missachtung, eine Neubewertung dieses Dichters an? Einige Anzeichen – darunter das lebhafteste Interesse an der 1975 bei *dtv* erschienenen Taschenbuchausgabe der *Gesammelten Werke* – scheinen auf ein neu erwachtes Interesse hinzudeuten.

Gottfried Benn ist seit zwanzig Jahren tot, und sein Geburtstag jährt sich in diesen Tagen zum neunzigstenmal. Zwei Benn-Jubiläen also 1976: zwei Gedenktage, die Anlass geben danach zu fragen, wer

Gottfried Benn war.

Als Pastorensohn wurde er am 2. Mai 1886 in Mansfeld in der Westprieznitz geboren, bestand 1903 mit 17 Jahren in Frankfurt an der Oder die Reifeprüfung und studierte, nach einigen Semestern Theologie und Philosophie, Medizin in Berlin. 1912 beendete er seine medizinische Doktorarbeit und begann als Pathologe und Serologe im Krankenhaus Charlottenburg-Westend. Ein begabter Mediziner stand am Anfang seiner Karriere.

Doch in der Studienzeit muss es gewesen sein, dass ihn – wie es in einer frühen Prosa Benns heisst – die „Seuche der Erkenntnis“ schlug: denn im selben Jahr 1912, wenige Tage nach seiner Staatsprüfung in Medizin, gab Benn seine Gedichtsammlung *Morgue und andere Gedichte* heraus. Selten erregten Gedichte in Deutschland solches Aufsehen wie diese Verse. Die Kritik war empört, zeigte Abscheu und bezeichnete Benn als „Höllen-Breughel“. Schockierend für die Zeitgenossen war an diesen Versen, dass der Mensch hier auf seine pure Körperlichkeit reduziert ist. Die zerfallenden Leiber in Krebsbaracken, der Kreissaal und das Leichenschauhaus werden hier dem ungeschützten Blick preisgegeben. Humanitäre Beschwichtigungen gelten nicht mehr, Elend und Jammer des Menschen entlarven radikal alle Scheinlösungen.

Nur wenige erkannten in Benn zunächst mehr als einen Verfasser schockierender Verse. Zu diesen wenigen gehörte der Lyriker und Literaturwissenschaftler Ernst Stadler, der sich bereits 1912 zu Benns Gedichten äusserte:

Ueberall herrscht jene wie unbeteiligte Sachlichkeit, die nur Tatsächlichkeiten aufzureihen scheint und doch, auch ohne die zuweilen ins Allgemeine überleitenden Schlusszeilen, schon durch die gleichsam lautlos mitschwingende Musik der inneren Erschütterung verrät, dass hinter dieser schroffen Zugeschlossenheit ein starkes mitleidendes Gefühl steht, eine fast weibliche Empfindsamkeit und eine verzweifelte Auflehnung gegen die Tragik des Lebens und die ungeheure Gefühllosigkeit der Natur.

Nach dem spektakulären Erfolg dieser ersten Gedichte kam der junge Autor rasch mit den literarischen Kreisen Berlins in Kontakt, und bereits 1913 erschien seine zweite Gedichtsammlung *Söhne*. In den Gedichten dieses Bandes wird noch stärker als in der ersten Sammlung die Absage an Bewusstsein und Denke spürbar und die Suche nach Vergessen, Rausch und Rückkehr zur Schöpfungsfrühe. 1913 veröffentlichte Benn in der Zeitschrift *Die Aktion* ein Gedicht, in dem es heisst:

*O dass wir unsere Ururahnen wären.
Ein Klümpchen Schleim in einem warmen Moor.
Leben und Tod, Befruchten und Gebären,
glitte aus unseren stummen Säften vor...*

Auch in der dramatischen Szene *Ithaka* plädierte Benn gegen das Rationale und für den Rausch. In *Ithaka* scheint sich die angestrebte Revision der empirischen Realität zu verwirklichen, scheint sich die Utopie – wenngleich um den Preis des Terrors – realisieren zu lassen. Doch gibt Benn diesen Gedanken schon in den folgenden Arbeiten wieder auf und zeigt das Scheitern dieser Utopie oder die Unmöglichkeit, in der realen Welt zu existieren.

Am 1. August 1914 heiratete Benn die Schauspielerin Edith Osterloh, gleich danach zog er als Militärarzt ins Feld und nahm an den Kämpfen in Belgien teil. Von 1915 bis 1917 erlebte er den Krieg in der Etappe, vor allem als Arzt in Brüssel. Diese Jahre völliger Isolation bezeichnete er später als seine glücklichste, denn hier hatte er Muse zu eigener schöpferischer Arbeit. In dieser Zeit entstanden neue Gedichte und Szenen, vor allem aber die „Rönne“-Novellen, bekannt nach der in ihnen vorkommenden Figur des Arztes Dr. Rönne, die zweifellos Züge des Dichters trägt:

Das ist Rönne. Arzt, mittelgross, von gesunder Konstitution, linkes Augenlid hängt leicht herunter,

meistens missvergnügt, Dyspepsie im Gehirn, Neigung zu Fettansatz und Transpiration...

Für Rönne (-Benn) ist die Welt zerfallen, ohne Ordnung und Sinn. Nur Einzelheiten, Bruchstücke der Wirklichkeit, umdrängen ihn; ihnen und einer Welt, die den anderen selbstverständlich erscheint, ist Rönne hilflos ausgeliefert. So entfremdet er sich seiner Umwelt, und aus dem Erleben der Entfremdung von der Gesellschaft wird schliesslich die bewusste Absage an sie. Nur im Rausch und im Traum allein noch können Objekt und Subjekt miteinander verschmelzen, Ich und Welt miteinander kommunizieren. Rönne ist, so schrieb Benn 1934, ein

Flagellant der Einzeldinge..., der keine Wirklichkeit ertragen konnte, aber auch keine mehr erfahren, der nur das rhythmische Sichöffnen und Sichverschliessen des Ichs und der Persönlichkeit kannte, das fortwährend Gebrochene des innern Seins und der, vor das Erlebnis von der tiefen, schrankenlosen Fremdheit zwischen dem Menschen und der Welt gestellt, unbedingt der Mythe und ihren Bildern glaubte.

1917 kehrte Gottfried Benn nach Berlin zurück und liess sich als selbständiger Facharzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten in der Belle-Alliance-Strasse 12 nieder, wo er seine Praxis bis 1935 führte.

In den Gedichten, die Benn zu Beginn der zwanziger Jahre schrieb, begann sich das Zentralmotiv der Antike durchzusetzen. Benns Bild von der Antike und vom Süden war zunächst am Antikebild Nietzsches orientiert und an dessen Antithesen von dionysischem, rauschhaft-ekstatischem Kunstprinzip auf der einen und apollinischer, geistig-statischer Kunst auf der anderen Seite. Dionysos und das Dionysische waren die zentralen Symbole der antirationalistischen Frühphase der Dichtung Benns. Auch in späteren Gedichten lassen sich diese dionysischen Elemente noch aufzeigen, doch ist in diesen Versen dann das Dionysische nicht mehr Ausdruck der Sehnsucht nach rauschhafter Ich-Auflösung, sondern Symbol für den Prozess der „schöpferischen Lust“. Benn fand nun zu einem vertieften und reicheren Verständnis der Griechen und Lateiner, deren Dichtungen er jetzt selber intensiv studierte. Das Apollinische mit seinem auf Ordnung und Form gerichteten Willen bestimmte nun Benns Dichten. Die Ueberwindung des Dionysischen durch das Apollinische suchte Benn noch in seinen späten Lebensjahren als für die Künstler des Expressionismus allgemeingültige Entwicklung darzulegen.

In der Mitte der zwanziger Jahre erschienen weitere Gedichtbände Benns, in denen sich ein stärker gewordenes Formgefühl zeigte und in denen sich die intensive Beschäftigung mit dem künstlerischen Schaffensvorgang selbst in der Lyrik thematisch auszuwirken begann. Die Jahre 1930/31 waren eine Zeit enger Zusammenarbeit mit dem Komponisten Paul Hindemith, für den Benn den Text zu dem Oratorium *Das Unaufhörliche* schrieb, das am 21. November 1931 uraufgeführt wurde.

In seinem geschichtsphilosophischen Text wollte Benn das unaufhörliche sinnlose Auf und Ab der Geschichte, die Vergänglichkeit von Grösse und Ruhm und das unaufhörliche Wechselvolle der menschlichen Existenz lyrisch gestalten. Benn hielt, das kommt in dem Text des Oratoriums zum Ausdruck, nichts von den Ideen einer Weltveränderung von aussen, nichts von sozialen Utopien. Die Ansprüche einer metaphysisch begründeten Geschichtssicht wies er zurück. Der historische Prozess erschien ihm als ganzer dunkel und widersinnig, im Einzelschicksal tragisch und absurd zu sein: Geschichte vollzieht sich seiner Ansicht nach über den Menschen hinweg. Wie in seinem ganzen übrigen Leben, so war Benn auch zu Beginn der dreissiger Jahre politisch kaum interessiert. Politische Systeme und Parteiprogramme langweilten ihn, und er dachte nicht daran, sich als „links“ oder „rechts“ stehend einstufen zu lassen. 1930 schrieb er in der Prosa „Saison“: „Die einen sind von rechts dumm, die andern sind von links dumm...“ Sozialismus und Kapitalismus waren für ihn lediglich zwei Erscheinungsformen des Materialismus, den er scharf ablehnte. Und doch war er, wenn auch wider Willen, bald engagiert, denn literarische Streitigkeiten mit den Vertretern von Sozialismus und Kommunismus hatten ihn stark verärgert und allmählich auf die Seite der Rechten gedrängt. In einem Streitgespräch mit Johannes R. Becher, das im Rundfunk gesendet wurde, formulierte Benn damals seine recht naiv klingende Absage an den Sozialismus und an eine sozialistisch engagierte

Literatur, wenn er sagte:

Die Unteren wollen hoch, und die Oberen wollen nicht herunter, schaurige Welt, kapitalistische Welt! Aber nach drei Jahrtausenden Geschichte darf man sich wohl dem Gedanken nähern, dass das alles weder gut noch böse ist, sondern rein phänomenal... Die politische Tendenz ist keine Tendenz der Dichtung, sondern eine Tendenz des Klassenkampfes; wenn sie sich in poetischer Form äussern will, ist das Zufall oder private Liebhaberei!

Dann brach 1933 das „Dritte Reich“ an, und Benn beging den Fehler, seine eigenen Ideen in den Nationalsozialismus hineinzuprojizieren, den er als letzte Konsequenz und als Lösung der herrschenden weltanschaulichen Krisen missverstand. Am 24. April 1933 hielt er im Rundfunk seine Rede „Der neue Staat und die Intellektuellen“ und forderte dazu auf, die Geistesfreiheit zugunsten des totalitären Staates aufzugeben. Drei Tage später sprach er in einer anderen Rede von „innerer Züchtung“ und „moralischer Restauration“ durch das neue politische Regime. Am 9. Mai 1933 schrieb daraufhin Klaus Mann, ein früherer Bewunderer Benns, aus der Emigration einen weitgehend unpolemischen Brief, in dem er Benn fragte, wie ausgerechnet er seinen guten Namen den Nazis zur Verfügung stellen könne: „Mit Beunruhigung... verfolgte ich schon seit Jahren, wie Sie, Gottfried Benn, sich aus Antipathie gegen diese aufgeblasenen Flachköpfe“ – gemeint waren hiermit die marxistischen Literaten – „in einen immer grimmigeren Irrationalismus retteten... Erst die grosse Gebärde gegen die Zivilisation...; plötzlich ist man beim Kultus der Gewalt, und dann schon beim Adolf Hitler... Aber freilich müssen Sie ja wissen, was Sie für unsere Liebe eintauschen und welchen grossen Ersatz man Ihnen drüben dafür bietet; wenn ich kein schlechter Prophet bin, wird es zuletzt Undank und Hohn sein.“ Klaus Mann behielt mit seiner Prophezeiung recht, doch das konnte und wollte Benn wohl damals nicht sehen. Er gab Klaus Mann eine schroffe und hochmütige Absage und machte dem NS-Regime weitere Zugeständnisse.

Doch schon im August des gleichen Jahres schrieb Benn in einem später berühmt gewordenen Brief an Ina Seidel:

Ich kann nicht mehr mit. Gewisse Dinge haben mir den letzten Stoss gegeben. Schauerliche Tragödie! Das Ganze kommt mir allmählich vor wie eine Schmiere, die fortwährend Faust ankündigt, aber die Besetzung langt nur für Husarenfieber. Wie gross fäng das an, wie dreckig sieht es heute aus. Aber es ist noch lange nicht zu Ende.

Für seine private Existenz zog Benn die Konsequenzen, gab seine Arztpraxis auf, verliess 1935 Berlin und ging als Sanitätsoffizier nach Hannover, zurück zur Armee, von der er ausgegangen war, um, wie er schrieb, der „literarischen Nazi-Okkupation“ in Berlin zu entkommen. 1936 erschien zu seinem fünfzigsten Geburtstag der Band *Ausgewählte Gedichte*, in dem, neben frühen Texten, auch neue Verse enthalten waren, in denen sowohl die Einsamkeit des Menschen Benn wie auch die Isolation des monologischen Künstlers zum Ausdruck kam:

WER ALLEIN IST –

*Wer allein ist, ist auch im Geheimnis,
immer stellt er in der Bilder Flut,
ihrer Zeugung, ihrer Keimnis,
selbst die Schatten tragen ihre Glut.*

*Trächtig ist er jeder Schichtung
denkerisch erfüllt und aufgespart,
mächtig ist er der Vernichtung*

allem Menschlichen, das nährt und paart.

*Ohne Rührung sieht er, wie die Erde
eine andere war, als ihm begann,
nicht mehr Stirb und nicht mehr Werde;
formstill sieht ihn die Vollendung an.*

Den Band *Ausgewählte Gedichte* nahm die Wochenzeitung der SS, das *Schwarze Korps*, zum Anlass, gegen Benn in übelster Weise zu polemisieren. Benn wusste nun, dass er auf keinerlei Rücksichtnahme mehr rechnen konnte. Am 18. März 1938 wurde Benn – der schon 1937 als Versorgungsarzt nach Berlin versetzt worden war – aus der *Reichsschrifttumskammer* ausgeschlossen und erhielt Publikationsverbot.

Die kurze Liaison mit dem Nationalsozialismus, die dann, wie von Klaus Mann hellsichtig vorausgesagt, in einer Katastrophe endete, hatte Benn noch weiter in seine ablehnende Haltung gegenüber der Geschichte getrieben, die Unmöglichkeit einer Vereinigung von Geist und Macht hatte sich ihm handgreiflich bestätigt. Geschichte ist ihm nun, wie er 1937 in der Prosa *Weinhaus Wolf* schrieb, nicht anderes mehr als „die Begründung von Massenmorden“, und mit deutlichem Bezug auf die politischen Realitäten von 1937 schrieb er:

Wer der Gegenwart gar nichts mehr zu bieten hat, der sagt Geschichte! Alles Rom, alles Rubikon! Die Fresse von Cäsaren und das Gehirn von Troglodyten, das ist ihr Typ!

Anfang 1938 heiratete Gottfried Benn, dessen erste Frau bereits 1922 gestorben war, in Berlin ein zweitesmal. Im September 1943 wurde er mit seiner ganzen Dienststelle nach Landsberg an der Warthe versetzt. Diese Zeit war, wie jene Jahre von 1915 bis 1917 in Brüssel, trotz aller äusseren Bedrohtheit und Gefahr, eine Zeit schöpferischer Aktivität. Hier entstanden der *Roman des Phänotyp*, viele Stücke aus dem späteren Band *Ausdruckswelt* und der Hauptteil von „Block II, Zimmer 22“, einer Studie aus dem untergehenden Dritten Reich, die 1950 in der Autobiographie *Doppelleben* veröffentlicht wurde. Anfang 1945 musste sich Benn mit seiner Dienststelle wieder aus Landsberg nach Berlin zurückziehen; seine Frau nahm sich – in der Meinung, ihr Mann sei in Berlin gefallen – in einem Dorf an der Elbe beim Einmarsch der sowjetrussischen Truppen das Leben. Bald darauf war auch Berlin erobert, der Zweite Weltkrieg und die Herrschaft des Naziregimes in Deutschland war beendet.

Wie hatte es dazu kommen können, dass Benn dieses Regime, das er später so entschieden ablehnte, im Anfang unterstützt hatte? Diese Frage wurde in Deutschland heftig diskutiert, als Benn nach dem Krieg wieder zu Ehren gelangt und zum Vorbild einer ganzen Schriftstellergeneration geworden war. Während die einen Benns politisches Versagen als einen Irrtum abtun wollten, den man vergessen wollte, warnten die andern vor Benn als einem gefährlichen Faschisten. In Benns Todesjahr 1956 erschien in der Schweiz das Buch des Basler Germanisten Walter Muschg *Die Zerstörung der deutschen Literatur*. Das Kapitel „Der Ptolemäer“ stellte die schärfste Absage dar, die Benn von einem Wissenschaftler bis dahin erfahren hatte. Muschg bezeichnete Benn als einen Scharlatan, seine Denkweise als charakterlos. In einem später veröffentlichten Brief verschärfte Muschg dann seine Angriffe noch und bedauerte, dass die deutsche Nachkriegsgeneration einem Betäubungskünstler ins Garn gelaufen sei, der die Unverantwortlichkeit zum Prinzip erhoben habe. Dieser Angriff endete mit den Worten:

Alle grossen modernen Autoren sind Moralisten. Das gilt auch für die grossen modernen deutschen Autoren, die 1933 geächtet und seither in der Versenkung geblieben sind. Es ist ein bürgerliches Vorurteil aus dem 19. Jahrhundert, dass Kunst und Moral nichts miteinander zu tun hätten. Darauf beruft sich auch Gottfried Benn, und mein Haupteinwand gegen ihn ist, dass er nicht zeitgemäss ist. Meine Kritik will dazu beitragen, dass er zugunsten der grösseren abdanken muss, denen er im Wege steht.

Diese Attacken Muschgs führten zu einer erneuten Kontroverse um Benn. In scharfer Form widersprach der Germanist Edgar Lohner dieser Verurteilung des Dichters nach moralischen Kategorien, wenn er fragte:

Ist es Aufgabe des Dichters, uns zu zeigen, was ist, oder soll er uns offenbaren, was eigentlich sein sollte? Ist es aber seine Aufgabe, uns oder sich selbst das erkennen zu lassen, was ist, also das, wovon er auf Grund seiner Erfahrungen und Sensibilität glaubt, dass es sei, dann kann der Dichter uns nicht offenbaren, was eine Öffentlichkeit oder ein Einzelner zum einzigen Gesetz des Seins erklärt haben. Loyalität zur Kunst ist nicht gleichbedeutend mit Loyalität zur Gesellschaft oder verschwommenen moralischen Begriffen. Wenn die Kunst ein Instrument intuitiver Erkenntnis ist, die sich aber nur mit Hilfe einer auf poetischen Erwägungen gegründeten Theorie von der Funktion des Gedichts erklären lässt, dann liegt das Problem nicht, wie Muschg meint, in der Charakterlosigkeit und Unverantwortlichkeit des Dichters, nicht in seiner Zugehörigkeit zu dieser oder jener politischen, moralischen oder gesellschaftlichen Meinung; das Problem ist vielmehr, ob die durch diese Zugehörigkeit erworbenen Meinungen die dichterische Intuition ausschliesslich determinieren, ob der Ausdruck dieser Meinungen im Gedicht der dichterischen Struktur, der Erkenntnis des Gedichts den Sinn nimmt oder die künstlerische Intensität beeinträchtigt. Bei Johannes R. Becher zum Beispiel kommt die politische Meinung immer zuerst und dann erst die Dichtung, wenn man das, was dann noch übrig bleibt, Dichtung nennen kann.

Als diese Sätze geschrieben wurden, war Gottfried Benns Werk in Deutschland schon wieder bekannt. Dabei war sein Name 1945 so gut wie vergessen. Der Dichter sass damals in seiner alten Wohnung in der Bozener Strasse 20 in Berlin und kümmerte sich wenig um den Kunstbetrieb; er arbeitete wieder als Arzt. 1946 heiratete er ein drittesmal und seine Frau, eine Zahnärztin, verlegte auch ihre Praxis in die Bozener Strasse 20. Da erschien 1948 im Schweizer Arche Verlag Benns erster Gedichtband nach dem Kriege unter dem Titel *Statische Gedichte*. Der Titel dieser Gedichtsammlung sollte in die Richtung des Antidynamischen verweisen, der Begriff Statik den Rückzug des Expressionisten auf Mass und Form andeuten, daneben aber auch gleichzeitig einen gewissen Zweifel an dem Begriff der Entwicklung anmelden und eine antifaustische Resignation kennzeichnen. Eines der schönsten Gedichte des Bandes *Statische Gedichte* ist das tiefe und nicht leicht auszudeutende „Welle der Nacht“:

WELLE DER NACHT

*Welle der Nacht – Meerwidder und Delphine
mit Hyakinthos leichtbewegter Last,
die Lorbeeren und die Travertine
wenn um den leeren istrischen Palast,*

*Welle der Nacht – zwei Muscheln miterkoren,
die Fluten strömen sie, die Felsen her,
dann Diadem und Purpur mitverloren,
die weisse Perle rollt zurück ins Meer.*

Die *Statischen Gedichte* fanden vielfache begeisterte Zustimmung, und es wurde wieder von Benn gesprochen, obwohl in Deutschland noch nichts wieder von ihm erschienen war. Da endlich setzte sich der Verleger Max Niedermayer aus Wiesbaden über alle Bedenken und Verbote hinweg und druckte 1949 in seinem Limes Verlag die *Statischen Gedichte* nach. Noch im gleichen Jahr erschienen fünf weitere Bücher Benns, darunter der Prosaband *Der Ptolemäer*.

Der Ptolemäer trägt den Untertitel „Berliner Novelle, 1947“ und ist wieder in drei Teile untergliedert: „Lotosland“, „Der Glasbläser“ und „Der Ptolemäer“. Der Glasbläser ist für Benn der Typ des Künstlers, der seine Kunstgebilde aus Worten formt wie der Glasbläser seine Gebilde aus Glas. Die Forderung an ihn heisst:

Vollende nicht deine Persönlichkeit, sondern die einzelnen deiner Werke... Blase die Welt aus Glas, als Hauch aus einem Pfeifenrohr: der Schlag, mit dem du alles löst: die Vasen, die Urnen, die Lekythen – dieser Schlag ist deiner und er entscheidet.

Der Glasbläser steht hier stellvertretend für den monologischen Künstler, der ausschliesslich seiner Ausdruckswelt lebt und den alles ausserhalb dieser seiner Welt Existierende nicht interessiert. Das Verständnis vom Menschen als einem „zoon politikon“, einem Gemeinschaftswesen, ist für ihn ein „griechischer Missgriff, eine Balkanidee“. Der Ptolemäer schliesslich, der das alte geozentrische Weltbild proklamiert, repräsentiert den Menschen, der allein auf sich gestellt im Zentrum einer säkularisierten Welt steht, in der er sich eingerichtet hat. Seine Devise lautet:

Sich abfinden und gelegentlich auf Wasser sehn.

Der programmatische Vortrag *Probleme der Lyrik*, den Gottfried Benn 1951 an der Universität Marburg hielt, wurde in Deutschland zu einer Art ars poetica der Moderne. Benn vertrat auch in diesem Vortrag die Position des Artisten im Sinne Nietzsches, des Artisten, der sich im allgemeinen Verfall aller literarischen Inhalte selber als Inhalt erlebt und aus diesem Erlebnis seinen neuen Stil bildet – dies als Versuch, „gegen den allgemeinen Nihilismus der Werte eine neue Transzendenz zu setzen: die Transzendenz der schöpferischen Lust“.

1953 gab Gottfried Benn seine Arztpraxis auf. Noch zweimal trat er öffentlich auf: zusammen mit Reinhold Schneider nahm er an einer Diskussion zum Thema *Soll die Dichtung das Leben bessern?* teil, und im *Süddeutschen Rundfunk* in Stuttgart sprach er am 7. März 1954 zum Thema *Altern als Problem für Künstler*. Wenige Wochen nach seinem siebzigsten Geburtstag starb Gottfried Benn am 7. Juli 1956 in Berlin. Das Wesen seiner dichterischen Existenz, die Gründe für jene Faszination, die er einst ausübte und die er vielleicht noch immer auszuüben vermag, sind wohl am besten formuliert in den Worten, die Gottfried Benn selbst 1928 am Grabe seines Freundes Klabund sprach:

Gegen eine Welt der Nützlichkeit und des Opportunismus, gegen eine Welt der gesicherten Existenzen, der Ämter und der Würden und der festen Stellungen, trug er nichts als seinen Glauben und sein Herz... Keine Sicherheit, keine Beweisbarkeit der Existenz. Die Realität, von einer zivilisatorischen Menschheit geschaffen und behauptet, keines Blickes, keines Lächelns wert. Immer nur gegen sie angehen, immer nur sie umbiegen zu einem Zug von Masken, zu einem Wurf von Formen, ein Spiel in Fiebern, sinnlos und das Ende um jeden Saum. Ach, diese ewige Entwicklung, welch eine kommerzielle Kontinuität! Die Seele hat andere Tendenzen, sie hat eine Schichtungs- und Rückkehrtendenz zu jener Erbmasse, zu jenen Träumen, zu jenen Tränken aus ihrem alten Blut: die Wirklichkeit und die Entwicklung, die Kausalität und die Geschichte, alles nur Masse, alles nur Ton, darin sie spielend nach Göttern sucht.

Jürgen P. Wallmann, *Die Tat*, 30.4.1976